

BARBARA PIAZZA
Die Frauen der Pasqualinis

BARBARA PIAZZA

Die Frauen
der Pasqualinis

Roman

LIMES

*Meiner Urgroßmutter
Katharina Piazza gewidmet*

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Barbara Piazza und Limes Verlag,
Verlagsgruppe Random House, München.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, Garbsen.
Satz: Uhl + Massopust, Aalen

eISBN 978-3-641-07883-6

www.limes-verlag.de

PROLOG

NEAPEL, SOMMER 1905

Sofia Mazone interessierte sich für die weltliche Liebe und das jenseitige Leben. Beides war eine logische Konsequenz ihres Lebensalters und ihrer Umgebung. Vor allem aber war sowohl das eine wie auch das andere hinter den Schleiern der Unwissenheit versteckt – und sie liebte Geheimnisse. Sofia war fünfzehn Jahre alt und befand sich seit eineinhalb Jahren im Klosterinternat der Franziskanerinnen von Neapel.

Die Luft in dem gewölbten Unterrichtssaal war trotz der dicken Mauern des alten Klosters stickig und schwül. Mit der Penetranz eines defekten Wasserhahns tröpfelten die Worte einer Heiligenlegende aus dem Mund der dürren, argwöhnischen Aufsichtschwester Agneta und perlten an den Gedanken der acht jugendlichen Schülerinnen ab wie Regen an einer Fensterscheibe.

Sofia legte das feine Leinentuch beiseite, das in einigen Jahren ihr Ehebett schmücken sollte. Ihre Aufgabe war es, mit einem weißen Seidenfaden einen Hohlsaum anzubringen. Zum tausendsten Mal fragte sie sich erbittert, weshalb sie die Kunst des Weißnähens erlernen musste. Ihr Vater, der Reeder Archangelo Mazone, war in der Lage, Dutzende und Aberdutzende dieser Decken fertigen zu lassen, von Personen, die besser für solche Arbeiten geeignet waren als sie oder zumindest Spaß daran hatten.

Tante Serafina zum Beispiel verbrachte Nachmittage und Abende mit dieser idiotischen Beschäftigung. Sie setzte ihre Nadel wie ein Uhrmacher sein Werkzeug, jeder Stich eine absolute Kopie des vorherigen, und der Stumpfsinn des ganzen Unternehmens schien ihr nichts auszumachen. Sie sang oder plauderte dabei, nahm immer wieder ein Schlückchen Portwein aus ihrem geliebten venezianischen Glas und machte dennoch keinen einzigen Flecken.

Aufmüßig betrachtete Sofia die eigenen unregelmäßigen Stiche und die Druckstellen ihrer schweißnassen Finger auf dem zarten Gewebe. Sie verwünschte ihre Familie, die darauf bestanden hatte, sie in die Schule der Franziskanerinnen zu schicken, um all das zu erlernen, was eine Tochter der neapolitanischen Oberschicht zur Führung eines Hauswesens benötigte.

Angeblich benötigte.

Denn natürlich diente dieser Internatsaufenthalt vor allem dem Zweck, eine kostbare spätere Heiratskandidatin eine Zeit lang vor den überall lauenden Gefahren der Verführung wegzusperren.

Außer dem Pater Superior, einem Greis von über siebenzig Jahren, gab es in diesem Gefängnis, das sich Schule nannte, keinen einzigen Mann.

Doch genau das war es, was die jungen Damen in Wahrheit beschäftigte. In ihren Gesprächen und Gedanken erschufen sie, selbst noch während ihrer fünf täglichen Gebete, einen Ritter, der sie auf Händen trug und ihnen Rosen streute. Dem es an nichts, aber auch gar nichts gebrach, vor allem nicht an Schönheit und Charme.

In manchen Nächten aber, wenn etwas sie aus ihrem leichten Schlaf geweckt hatte und sie den Atemzügen der anderen drei Mädchen im Schlafsaal lauschte, dachte Sofia an das jenseitige Leben; an das, in welches ihre Mutter verschwunden war.

Den Nonnen nach befand sie sich dort in einem Zustand immerwährenden Glücks.

Sofia fragte sich oft, wie ein solches Glück beschaffen sein mochte. Denn immerhin war Carlota Mazone durch ihren Tod gezwungen worden, eine wichtige und unerledigte Aufgabe zu hinterlassen, nämlich sie, ihre Tochter Sofia.

Sofia vermisste die Mutter schmerzhaft, zumindest dann, wenn sie anderer Meinung war als Vater und Tante. Bei der Entscheidung für die Klosterschule war dies der Fall gewesen, und ihr Widerstand hatte angehalten bis zum heutigen Tage. Hätte eine Mutter ihr zur Seite gestanden, niemals wäre sie hinter diesen Klostermauern gelandet, dessen war sie sich sicher. Weswegen Sofia auch der Überzeugung war, ihr diesseitiges Unglück und das jenseitige umfassende Glück ihrer Mutter entspräche keiner gerechten Verteilung.

Aus diesen Gründen hatte Sofia auch ihre Zweifel an der Richtigkeit der göttlichen Vorsehung angemeldet. Doch die wenigen Versuche, mit ihrem Vater, mit Tante Serafina oder gar mit dem Pater Superior darüber zu sprechen, hatten nur zu blasphemischen Wutanfällen ihres Vaters, schicksalsergebenen Seufzern ihrer Tante Serafina und der Aufforderung des Paters Superior geführt, diesen lästerlichen Gedanken mit Rosenkranzgebeten zu begegnen

Sofia zog eine Grimasse. Sie spulte einen weiteren Seidenfaden von der Rolle, schnitt ihn ab, schob ihn zwischen die Lippen, benetzte das Ende mit Spucke, presste ihn gerade und führte ihn durch das Nadelöhr. Sie hatte noch mindestens eine Stunde zu nähen, bevor die Aufsichtsschwester das Buch zuklappen und die Schülerinnen zum Mittagstisch entlassen würde. Doch anstatt weiterzuarbeiten, stand sie auf und näherte sich der monoton lesenden Nonne.

»Darf ich mal austreten?«, flüsterte sie und schlug züchtig die

Augen nieder, damit Schwester Agneta die Lüge darin nicht erkannte.

Der Habicht, wie Schwester Agneta von den Schülerinnen genannt wurde, nickte leicht mit dem Schnabel, doch ein kurzes, verächtliches Heben der Augenbrauen machte Sofia klar, dass Agneta die Absicht durchschaute, es aber für unter ihrer Würde hielt, um die Notwendigkeit dieses Gangs mit ihr zu feilschen.

Erleichtert zog Sofia die Tür hinter sich zu und bummelte den langen, dämmrig-kühlen Kreuzgang hinab, der sich zu einem schattigen Innenhof öffnete.

Mit leichten Schritten ging sie über den gepflegten Rasen zu dem großen Brunnen, der den Mittelpunkt des sonst schmucklosen Gartens bildete. Rasch schob sie die langen Ärmel ihres Baumwollkleids hoch und hielt die Finger in die Wasserkaskaden.

Als sie sich wieder umdrehte, sah sie ihn.

Er hatte ungebändigte schwarze Locken, ein männlich-kantiges Gesicht mit einem schön geschwungenen Mund und einem energischen Kinn – und er war nackt bis zur Taille.

Unter der straffen, tief gebräunten Haut verbargen sich ausgeprägte Muskeln. Er sah aus, als ob er aus Bronze gegossen wäre, doch die Statue, die einen Moment lang ebenso erstarrt gewesen war wie Sofia, begann sich zu bewegen, sogar zu sprechen.

»Buon giorno, Signorina«, sagte der Fremde. »Wo, bitte, kann ich die Mutter Oberin finden?«

Sofia schluckte trocken.

»Die Oberin?«, fragte er, noch immer freundlich, aber nachdrücklicher.

Erstaunlicherweise hatte er blaue Augen, so blau wie das Tyrhenische Meer an Sonnentagen, eine intensive, stählerne Bläue.

Sofia starrte ihn unverwandt an und fühlte plötzlich, wie

eine unbekannte Hitze durch ihren Körper schoss, die etwas zu schmelzen schien, von dessen Existenz sie bisher noch nichts gewusst hatte. Sie wandte sich um und rannte mit fliegenden Röcken zurück zum Kreuzgang.

Der junge Mann schaute ihr nach.

Die dunkelbraunen, glatten Haare flatterten wie eine Fahne im Wind. Das Mädchen hatte die Figur und die Bewegungen eines Kindes, und dennoch war es so weiblich wie keine der Frauen, die er bisher getroffen hatte. Auf der zarten Haut ihres Gesichts hatte das Leben noch keine Abdrücke hinterlassen, dennoch ahnte man bereits die Stärke und Leidenschaft der Frau, die sie später einmal sein würde.

Sie war etwas Besonderes, und plötzlich wusste er, wie er die Züge der steinernen Immaculata gestalten würde, die nach dem Willen der Oberin künftig die Säule in der Mitte des Brunnens zieren sollte.

Sofia rannte den langen Kreuzgang entlang, als ob der Leibhaftige hinter ihr her wäre, von dem Schwester Agneta manchmal im Flüsterton sprach. Neben der Tür des Unterrichtssaals blieb sie stehen und rang nach Luft. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Sandsteinwand, schloss die Augen und sah den Fremden noch einmal vor sich, deutlicher sogar als in den Sekunden der realen Begegnung. Sie versuchte, das Bild festzuhalten, bis sich ihr Atem wieder beruhigt hatte und die süße Hitze in ihr verebte war. Dann öffnete sie die Tür und ging zurück zu ihrem Platz.

Schwester Agneta drehte nicht einmal den Kopf, sondern las unbewegt weiter. Sie wurde erst später aufmerksam, als Sofia eine ungewöhnliche Betriebsamkeit entwickelte.

Die Schwester stand auf und ging, mit dem Buch in der Hand und noch immer vorlesend, zum Arbeitstisch ihrer schwierigsten Schülerin. Sie ist intelligent, verhätschelt, kapri-

ziös und unberechenbar, dachte sie und war sich dabei bewusst, dass dieses ungebärdige Füllen ihr mehr Freude bereitete als all die anderen, die sie in den vierunddreißig Jahren ihres Ordenslebens betreut hatte.

Sofia hatte den bereits genähten Saum aufgetrennt und war eben dabei, mit einem goldenen Faden neu zu beginnen.

»Was soll das?«, wollte Schwester Agneta wissen. Sie verabscheute zu heftigen Prunk und war der Auffassung, dass die goldene Garnrolle der Stickerei von Altardecken vorbehalten sein sollte.

»Ich habe es mir anders überlegt«, erwiderte Sofia lakonisch.

»Und warum?«

»Weil ich mich an diesen Tag erinnern möchte«, sagte Sofia, und in ihrer Stimme schwang ein seltsamer Unterton mit.

Schwester Agneta widmete den ersten goldenen Stichen einen nachdenklichen Blick. Sie fragte sich besorgt, was in den wenigen Minuten von Sofias Abwesenheit vorgefallen sein mochte, aber sie war erfahren genug, nicht in das Mädchen zu dringen. Wenn es etwas Wesentliches gewesen war, wovon sie ausging, würde diese fünfzehnjährige Heranwachsende es niemals einer Ordensfrau berichten, die sie als Habicht betrachtete.

TEIL EINS

NEAPEL – MÄRZ 1908

1 Natürlich war es ein Vorwand, aber Sofia mochte Vorwände. Sie waren ihre einzige Chance, das Haus zu verlassen und *den* Teil des Lebens kennenzulernen, der sich außerhalb der dichten Lorbeerhecke abspielte, die das Anwesen des Reeders Mazzone umgab. Glücklicherweise war Tante Serafina nicht besonders streng, kein Vergleich zum unvergesslichen Habicht. Außerdem war dem Wunsch einer Tochter, das Grab ihrer Mutter aufzusuchen, schwer zu widersprechen.

Sofia suchte sich eine Schere und ging in den Garten, um ein paar der früh blühenden Rosen von den Sträuchern zu schneiden. Sie umwickelte die Blumen mit einem feuchten Lappen, legte sie in ihren Henkelkorb und machte sich auf den Weg zum Friedhof, der nicht allzu weit entfernt war.

Es handelte sich natürlich um keinen gewöhnlichen Friedhof, in dem ganz normale Menschen bestattet waren, sondern um Santo Michele, die Ruhestätte der oberen Zehntausend Neapels. Ein Platz, der die letzte Möglichkeit bot, die Bedeutung derer zu demonstrieren, die dort zum ewigen Schlaf gebettet waren.

Santo Michele war eine Totenstadt, in der jeder sein eigenes, möglichst pompöses Haus hatte. Es gab Einzel- und Familienstätten in Form von kleinen Kapellen, winzigen Palästen, Tempeln, Fantasiebauwerken und Grotten, dazwischen befanden sich ummauerte Podeste, auf denen Kreuze, Obelisken und

Engel, griechische und römische Göttinnen und Götter oder trauernde Fabelwesen zu sehen waren.

Sofias Mutter ruhte in einem Mausoleum, das wenige Wochen nach ihrem Tod erbaut worden war. Es war der Akropolis nachempfunden, und Sofia fand es ausgesprochen hässlich. Sie fragte sich manchmal, ob ihre Mutter mit dieser letzten Behausung einverstanden gewesen wäre, hätte man ihr das Bauwerk zeigen können, bevor sie das Zeitliche segnete. Leider hatte niemand eine solche Möglichkeit erwogen, was nicht verwundern konnte: Carlota Mazone war knapp zwanzig Jahre alt gewesen, als dieser bedauerliche Umstand eingetreten war; anlässlich ihrer Geburt im Übrigen, wie sich Sofia hin und wieder von Schuldbewusstsein gequält vorhielt. Es waren die Tage, an denen sie der Verschiedenen das allumfassende Glück im unbekanntem Umfeld Gottes von Herzen gönnte.

Die Rosen hatten unter dem kurzen Weg nicht gelitten. Sofia wickelte sie aus dem Lappen und legte sie auf den gekalkten Kies vor dem Grabmal. Sie sprach ein kurzes Gebet, während sie ein weiteres Mal das Bild der unbekanntenen Frau betrachtete, das unter schützendem Glas in der Grabtafel versenkt war. Ihre verstorbene Mutter hatte das gleiche Oval des Gesichts, das dominiert wurde von lebhaften braunen Augen. Es war, wie das der Tochter, eingerahmt von einer Fülle dunkler Haare. Beide hatten sie die charakteristische schmale Nase der Scottis, deren volle Lippen – und vermutlich auch denselben Hang zum Eigensinn, denn die kleinen Grübchen im rechten Mundwinkel waren ebenfalls identisch. Es war wie ein Blick in den Spiegel.

Sofia fröstelte, obwohl der Morgen warm und freundlich war. Sie drehte sich um, und das Wunder geschah erneut.

Da stand er, genauso, als ob er aus einem ihrer zahlreichen Träume gesprungen wäre.

Die Haare waren so lockig wie damals, ein klein wenig länger vielleicht. Um Wangen und Kinn lagen die dunklen Schatten eines Barts, der heute noch nicht rasiert worden war, und er war auch dieses Mal nackt bis zur Taille. In der rechten Hand hielt er einen mit Steinen gefüllten Eimer, was die Muskeln unter der braunen Haut noch stärker hervortreten ließ.

Sie musterten sich schweigend.

Dann verzog der Mann seinen schön geschwungenen Mund zu einem kleinen Lächeln und sagte, während er den Eimer abstellte: »Das Kind aus dem Kloster!«

Sofia war verblüfft.

Er hatte sie wiedererkannt, was bemerkenswert war. Immerhin war die Begegnung nur kurz gewesen, und knapp drei Jahre lagen dazwischen.

»Ich bin kein Kind mehr«, stellte Sofia trotzig klar.

Sein Lächeln vertiefte sich, und er sagte ein wenig belustigt: »Verzeihen Sie bitte, Signorina.«

»Bitte«, erwiderte Sofia ein wenig schnippisch und überlegte fieberhaft, wie diese Begegnung wohl zu verlängern wäre. Denn eigentlich war jetzt der gebotene Zeitpunkt, mit einem hochnäsigen Nicken an ihm vorbeizurauschen, wie es ihr Stand verlangte.

Andererseits, sie befand sich am Grab ihrer Mutter, und was eigentlich hatte *er* hier zu suchen?

»Ich bin damit beschäftigt, den Engel dort zu reparieren«, erklärte der Mann, als ob er ihre Gedanken lesen könnte, und deutete auf das Grabmal der Vicorettis, das sich schräg hinter dem der Mazones befand. Sofia erkannte jetzt auch den weinenden Engel, der, in zwei Teile zerbrochen, auf dem Boden neben der Grabplatte lag.

»Und wie machen Sie das?«, fragte Sofia verständnislos, mit einem Blick auf den Eimer. Vielleicht war der Engel ja innen

hohl, und der Mann hegte die Absicht, ihn mit den Steinen aufzufüllen, damit er schwerer wurde und den Winterstürmen besser standhalten konnte.

»Mit Zement«, klärte Stefano sie auf.

»Und was ist mit den Steinen?«

»Die brauche ich für ein neues Podest!«

»Ah ja«, sagte Sofia und war sich darüber im Klaren, dass das Gespräch nun zu Ende war. Dennoch blieb sie stehen und fragte: »Und was haben Sie damals im Kloster gemacht?«

»Eine neue Brunnenfigur. Eine Madonna, eine Immaculata. Haben Sie sie noch nie gesehen?«

»Doch. Natürlich«, log Sofia rasch und errötete. Sie hatte nicht die Absicht, ihm mitzuteilen, dass sie wenige Wochen nach dem damaligen Zusammentreffen das Kloster vorzeitig verlassen hatte und nie wieder dort aufgekreuzt war. Es war einer ihrer zahlreichen Siege über den Willen ihres Vaters gewesen, die zwei schrecklichen Jahre um ein halbes zu kürzen. Keine einzige Nadel hatte sie seitdem mehr angerührt, selbst das Betttuch mit dem goldenen Saum hatte Tante Serafina fertigstellen müssen.

Der halb nackte Mann balancierte vorsichtig über den engen Pfad zwischen den Gräbern, dann stellte er den Eimer erneut ab und schaute Sofia auffordernd an. Es dauerte einen Moment, bis diese begriff, dass sie dem Mann den Weg blockierte, wenn er vermeiden wollte, über die Grabflächen zu stapfen.

Verlegen machte sie einen Schritt rückwärts, strauchelte und fiel in die Gedenkstätte der Cuccis.

»Haben Sie sich verletzt?«, fragte er, während er sie aus dem Hortensienstrauch zog, der glücklicherweise ihren Aufprall abgemildert hatte.

»Nein«, flüsterte Sofia.

Sie war völlig benommen. Nicht etwa, weil sie besonders

erschrocken gewesen wäre. Es war die Nähe des Mannes, die Kraft seiner Arme, die Berührung seiner Hände, der unbekannte Duft, der seiner Haut entströmte, und das Blau seiner Augen, die sie besorgt musterten.

In diesem Moment beschloss sie herauszufinden, wer er war. Sie hatte drei Jahre von ihm geträumt und konnte es nicht zulassen, dass er aufs Neue aus ihrem Leben verschwand.

2 An einem Sonntag Mitte März gab es, obwohl die vorösterliche Fastenzeit bereits begonnen hatte, mit Spinat und Käse gefüllte Ravioli, in Weißwein gedünsteten Barsch mit Trüffeln, paniertes Hühnchen und als Nachspeise Panna cotta, eine Spezialität der Köchin Gloria. Als Archangelo Mazono dazu ein Glas seines bestgehüteten Südweins spendierte und Sofia dabei nicht überging, war klar, dass er etwas im Schilde führte.

»Du bist jetzt bald achtzehn Jahre alt, Sofia«, sagte er bedeutungsvoll.

Schlagartig wurde Sofia bewusst, dass das edle Mahl die Ouvertüre für eine böse Oper gewesen war.

»Ich habe nicht die Absicht, Sandro zu heiraten«, erklärte sie deswegen rasch, um allen Darlegungen und Begründungen zuvorzukommen.

Archangelo Mazono, ein stattlicher Mann von fünfundvierzig Jahren mit einer dichten eisgrauen Mähne, betrachtete seine einzige Tochter mit einem Lächeln, in dem Anerkennung und Belustigung gleichermaßen lagen.

Die Kleine hatte einen scharfen Verstand und eine ungewöhnlich rasche Auffassungsgabe. Das wusste er, seitdem sie sich artikulieren konnte – und die Franziskanerinnen hatten

diesen Eindruck bestätigt. Allerdings auch die Kehrseite der guten Eigenschaften.

»Sofia ist nur mit äußerster Behutsamkeit zu lenken«, hatte es die Mutter Oberin höflich umschrieben.

Die Wahrheit war, dass Sofia einen ausgesprochenen Dickhädel hatte.

Archangelo unterdrückte einen Seufzer, aber er wusste aus Erfahrung, dass Umschweife nichts nützten.

»Du wirst es tun, mein Schatz«, sagte er deshalb bestimmt.

»Papa!«, schrie Sofia zornig und setzte sich in Kampfposition. »Du kannst nicht von mir verlangen, dass ich diesen alten, verstoffenen Mann heirate, nur weil seine und deine Grundstücke aneinandergrenzen!«

»Es werden später einmal auch *deine* Grundstücke sein, mein Kind!«

Und wir brauchen sie dringend, hätte er am liebsten noch hinzugefügt. Wie sonst sollen wir die neuen Hallen bauen, die unsere Reederei dringend benötigt, wenn sie im Wettbewerb überleben will?

Aber er wusste, dass er sich diese Erklärungen sparen konnte. Kein einziges Argument wäre schlagkräftig genug, um seine Tochter doch noch davon zu überzeugen, dass Sandro Orlandi ein passender Ehemann sei. Es half nur die väterliche Autorität.

»Tante Serafina!«, sagte Sofia laut und fordernd. »Du kannst doch nicht erlauben, dass er mich ... *verkauft!*«

Serafina Mazzone presste die Lippen zusammen und schaute auf den Goldrand der hundert Jahre alten Porzellanteller. Ihre Nichte tat ihr von Herzen leid, aber sie sah nicht die geringste Chance, ihren Bruder von dieser Idee abzubringen. Ganz abgesehen davon, dass sie die Notwendigkeit seiner Überlegungen einsah.

Sofia konnte den Gesichtsausdruck ihrer Tante so deutlich lesen wie die Zeilen in einem offenen Buch.

»So ist das also«, murmelte sie grimmig.

Es handelte sich um keinen Prozess, in dem es noch möglich war, ihre Interessen zu verteidigen, sondern bereits um die Verkündung des Urteils.

»Ich werde ins Kloster gehen«, sagte sie entschlossen.

Der Reeder verbiss sich ein Lächeln. Er hatte nichts anderes erwartet.

»Sie werden dich nicht nehmen, Sofia. Kein Orden der Welt!«

Sofia suchte den Blick ihres Vaters, und sie erkannte den ehernen Willen darin, für den er bekannt war. Sie selbst hatte noch selten damit Bekanntschaft gemacht; viele bisherige Probleme hatten mit Tränen, Bitten und Charme zu ihren Gunsten gelöst werden können.

Doch diese Angelegenheit war, wie Sofia jetzt begriff, nicht mehr verhandelbar.

»Dann bringe ich mich um«, stieß sie trotzig hervor.

»Das wirst du nicht«, erwiderte Archangelo ruhig.

Er hätte diese Befürchtung tatsächlich gehegt, wenn Sofia gewesen wäre wie die meisten anderen Mädchen ihres Alters: albern und oberflächlich. Da sie aber in beträchtlichem Maß intelligent war, würde sie nach dem Verrauchen des ersten Zorns nicht nur die Macht des Geldes begreifen, sondern auch die Kostbarkeit des Lebens erkennen. Sie würde sich der Verpflichtung beugen, durch ihre Heirat das zu erhalten und zu vermehren, was acht Generationen der Mazones aufgebaut hatten.

Wieder einmal begann Archangelo, mit dem Schicksal zu hadern, das ihm den erwünschten Sohn vorenthalten hatte. Ein Umstand, an dem nichts mehr zu verändern war, denn ein Sturz vom Pferd hatte ihn wenige Monate nach dem Tod seiner geliebten Frau derart beschädigt, dass er nicht mehr fähig war, ein

weiteres Kind zu zeugen. Glücklicherweise war er dennoch in der Lage, die Freuden der Liebe zu genießen, wovon er rege Gebrauch machte. Eine weitere Heirat aber lag nicht in seiner Absicht. Wozu auch? Niemand konnte den Hausstand besser verwalten als seine Schwester Serafina und dies, ohne unnötige Ansprüche zu stellen oder großes Interesse an ihrer Person einzufordern.

Er war ein Mann in den besten Jahren, er gedachte noch einige Jahrzehnte zu leben, und zwar *sehr gut* zu leben. Dass die Reederei florierte, war die Bedingung dafür und die geplante Heirat das Mittel, dies zu realisieren. Er konnte darüber grübeln, wie er wollte: In diesem Fall war es unmöglich, auf Sofias Wünsche Rücksicht zu nehmen.

3 Immer wieder in dieser Nacht schlich Serafina Mazone den Flur entlang und lauschte vor der Zimmertür ihrer Nichte.

Sie hatte verzweifeltes Weinen erwartet und war willens zu trösten und ihr gut zuzureden. Immerhin hatte sie dieses Kind aufgezogen, als ob es ihr eigenes wäre. Doch Trost und Zuspruch schienen weder nötig noch ratsam. Stunden über Stunden vernahm Serafina die wütenden Schritte, mit denen Sofia das Zimmer durchmaß, hörte kurze, zornig ausgestoßene Worte und Sätze hinter der verschlossenen Tür. Beinahe hätte sich die besorgte Tante durch einen Aufschrei verraten, als lautes Poltern und Krachen die nächtliche Stille störte. Sofia hatte in ihrer trotzigem Auflehnung den Ständer mit der Waschschüssel umgestoßen – und dies vermutlich nicht zufällig. Erst gegen Morgen trat Ruhe ein.

Archangelo Mazone staunte nicht schlecht, als seine Tochter zur gewohnten Stunde am Frühstückstisch Platz nahm.

Sie war blass und hatte feine blaue Schatten um die Augen, aber sie wirkte erstaunlich gefasst.

»Ich möchte die Überschreibung unseres Landguts auf meinen Namen«, forderte sie. »Und außerdem ein Konto, über das ich ohne die Zustimmung eines Ehemanns verfügen kann!«

Archangelo war verblüfft. Er hatte weitere Vorwürfe befürchtet.

»Und welche Summe stellst du dir vor?«

Sofia sagte es ihm.

Die Kleine war alles andere als bescheiden.

»Man sollte nie etwas unter Wert verkaufen, hast du mir beigebracht«, sagte sie, als sie die steile Falte sah, die über seiner Nasenwurzel erschienen war.

Ein Lächeln huschte über das Gesicht des Reeders. Er hatte sich nicht geirrt: Sie war eine echte Mazone. Dann nickte er bedächtig.

»Gut. Ich bin einverstanden!«

Sofias Mund kräuselte sich triumphierend. Sie hatte mit Widerstand gerechnet. Doch die nächsten Worte ihres Vaters ernüchterten sie rasch.

»Du sollst beides haben, aber erst an deinem dreißigsten Geburtstag. Nur dann früher, wenn ich vorher versterben sollte. Dann gehört dir ohnehin alles!«

»Und warum erst, wenn ich dreißig bin?«

»Weil ich genau weiß, was sonst geschehen würde. Du würdest dich sofort nach der Hochzeit auf das Landgut zurückziehen und deinen Ehemann zu einem Ehemann auf dem Papier degradieren.« Archangelo hob die Stimme und machte seine Tochter mit der Quintessenz seiner Überlegungen bekannt: »Du wirst aber *das* tun, was notwendig ist und ich von meiner

einzigsten Tochter erwarten darf. Du wirst Sandros Kinder gebären und, auch wenn unser Name mit mir endet, dafür sorgen, dass das Blut der Mazones weiter den Hafen beherrscht, denn das *wird* es. Die Mazones sind stark und schlau, während die Orlandis schon immer eine Sippe von weißem Blut und trübem Geist waren. In der Natur aber siegt das Starke über das Schwache – und du bist das Instrument, dies zu bewirken!«

Sofia presste die Lippen zusammen. Sie wusste, dass dies sein letztes Wort war – und sie wusste auch, dass sie keine Wahl hatte. Wie und wovon sollte sie leben, wenn sie sich dieser Hochzeit verweigerte? Die zerlumpten, ausgemergelten Frauen im Hafen oder im Spanischen Viertel fielen ihr ein, die sie im Vorüberfahren manchmal aus den Kutschenfenstern gesehen hatte. Sie wohnten in zerfallenden, stinkenden Häusern, und Tante Serafina hatte ihr erzählt, dass ihre Ehemänner sie regelmäßig verprügelten, obwohl sie ständig neue Kinder erwarteten und gebaren. Kinder, die schwach waren, weil sie nicht ausreichend ernährt werden konnten, und die schneller starben als in der Villa Mazone die Fliegen.

Nach einer langen Pause sagte Sofia schließlich: »Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig!« Trotzig schaute sie auf ihre verschlungenen Finger. Dann aber hob sie den Blick: »Da wäre allerdings noch etwas!«

Archangelo begann ärgerlich zu werden. Er hatte nicht vor, weitere Zugeständnisse zu machen.

»Es handelt sich um Mutters Grabmal. Ich finde es schändlich und geschmacklos!«

Für einen Moment verschlug es dem Reeder die Sprache.

»Es ist von Berlucci«, sagte er – und zu seinem Ärger klang es wie eine Entschuldigung.

»Es gefällt mir aber nicht«, beharrte Sofia. »Ich möchte selbst eines entwerfen!«

»Du?« Wie kam das Kind nur auf eine derart abwegige Idee?

»Ich gehe sehr oft dorthin, und jedes Mal stört mich der Anblick. Bitte, Papa. Ich hatte noch nie eine Gelegenheit, etwas für meine Mutter zu tun.«

Ihre Stimme wurde kindlich und klagend, als sie hinzufügte: »Und ich denke, *das* zumindest wirst du mir gestatten müssen, bevor du mich *wegschickst!*«

Augenblicklich verspürte Archangelo eine Welle von Scham. Er liebte seine Tochter, auch wenn er es nicht erlauben konnte, dass diese Liebe seine Vernunft überwältigte.

»Wenn dir das so wichtig ist«, murmelte er mit gepresster Stimme. »Was immer dir gefällt – lass es anfertigen!«

»Danke, Papa«, sagte Sofia so demütig, dass es ihm erneut einen Stich ins Herz versetzte und er dachte, dass es ihm völlig gleichgültig sein konnte, welche Monumente sich über der Grube erhoben, wenn er erst einmal an der Seite seiner verstorbenen Frau lag.

4 Stefano stand in dem Schuppen, den sein Vater, der Steinmetz Cesare Pasqualini, als Werkstatt benutzte.

Sie hatten den gleichen Beruf, doch nicht dieselben Absichten. Cesare hatte nie Anstalten gemacht, seinem hehren Vornamen entsprechend etwas zu verändern oder gar erobern zu wollen. Er war stets zufrieden gewesen mit dem, was ihm zuge-dacht war: die handwerklichen Unterweisungen seines Vaters, die Übernahme des kleinen Geschäfts, dessen wahrer Vorzug der Standort neben dem Friedhof Santo Michele war, in dem die vornehmen Familien Neapels bestattet wurden, und schließlich Maria, die Tochter des Fischers, die nur drei Häuser entfernt wohnte und über erwähnenswerte Kochkünste verfügte.

Danach fertigte er willig all die Grabmale und steinernen Balustraden an, die bei ihm bestellt wurden, hin und wieder auch einmal eine Brunnenfigur.

Schon mit vierzehn Jahren hatte Stefano dies alles genauso gut gekonnt wie sein väterlicher Lehrmeister. Dennoch wollte er sich nicht mit dem Erlernten begnügen. Er wollte ein Baumeister werden.

Es war damals nicht leicht gewesen, seinen Vater, vor allem aber seine Mutter, davon zu überzeugen, wie wichtig es für ihn war, an die Bauhütte nach Rom zu gehen.

»Schuster, bleib bei deinen Leisten«, tönte Maria Pasqualini, die von den Lastern gehört hatte, die diese große Stadt beherrschten, und insgeheim um die Seele ihres Lieblingssohns fürchtete.

Und sein Vater hieb in die gleiche Kerbe: »Warum bist du nicht zufrieden? Du bist ein tüchtiger Steinmetz!«

Es war das höchste Lob, das er seinem Ältesten jemals gezollt hatte.

Stefano aber wollte kein Friedhofssteinmetz bleiben. Und der geniale Funke, der notwendig gewesen wäre, um sich der Bildhauerei zuzuwenden, war nicht vorhanden. Die wenigen Skulpturen, die von ihm stammten, hatten zwar stets seine Kunden zufriedengestellt, doch sie waren, dessen war sich Stefano früh bewusst gewesen, Handwerksarbeit und keine Kunst.

Immer mehr spürte er, dass seine Neigung und wahre Begabung auf einem anderen Felde lag: Sein Traum war es, *Gebäude* zu ersinnen und zu erbauen.

Es war ein langes und hartes Ringen gewesen, doch Stefano hatte sich behauptet.

In Rom hatte er alles gelernt, um sich einen Baumeister nennen zu dürfen: die Grundlagen der Architektur, der Statik und der Kunst, Steine zu setzen und nicht nur zu mauern. Er ver-

stand sich darauf, Böden – sogar in Mustern und Ornamenten – zu legen, und hatte auch in der Stuckatur Übung gewonnen.

»Stimmt alles«, pflegte sein Vater zu sagen, wenn davon die Rede war. »Doch was hat es dir genützt, mein Sohn?«

Das war leider die Wahrheit, denn die Bauhütte hatte sich aufgelöst, und eine neue Stelle in Rom war nicht zu finden gewesen. Die Zeiten waren schlecht und wurden täglich schlechter, weshalb es gut war, das Geld in den Sparstrumpf zu stecken.

Es war immer dasselbe Gerede, aber der Klerus, der Adel und die reiche Bürgerschaft Roms schienen plötzlich an diese Parolen zu glauben und zeigten wenig Lust, neue Bauten in Angriff zu nehmen oder die alten zu renovieren. Außerdem fand sich, falls tatsächlich einmal eine Position frei wurde, stets ein Sohn, Bruder, Neffe oder Cousin eines römischen Architekten oder Baumeisters, dem der Vorzug gegeben wurde. Vor gut drei Jahren war Stefano nichts anderes übrig geblieben, als nach Neapel zurückzukehren.

Im kleinen Betrieb seines Vaters jedoch gab es nicht immer Arbeit für alle drei männlichen Pasqualinis. Man darbt zwar nicht, doch war der Gewinn nicht so hoch, um drei Familien davon ernähren zu können. Nicht zuletzt aus diesem Grunde waren sowohl Stefano wie auch sein Bruder Roberto noch immer unverheiratet.

Außerdem wurde Stefano argwöhnisch von seinem jüngeren Bruder beobachtet, der in dessen Augen von ihrem Vater bevorzugt wurde. Stefano hingegen war der Auffassung, dass Roberto, der Nachgeborene, sich auch anderwärts nach einer Arbeit umsehen könnte, was der Ertragslage des Geschäfts eindeutig zugutekommen würde. Doch Roberto war träge und sich des Schutzes der Mutter gewiss, die gleich einer Glücke all ihre Kinder um sich versammelt haben wollte.

Nicht selten kam es aus diesen Gründen zu Spannungen zwi-

schen den Männern. Cesare Pasqualini wusste insgeheim genau, dass Robertos Vorwürfe zutrafen, denn Stefano war nicht nur der bessere Fachmann, sondern auch zuverlässiger. Allerdings zeigte sein Ältester, nachdem er aus Rom zurückgekehrt war, einen eigenen Kopf und pflegte diesen auch durchzusetzen, wenn er der Überzeugung war, dadurch ein besseres Ergebnis erzielen zu können.

Wenn Cesare aber etwas nicht ertragen konnte, so waren es oppositionelle Reden und Handlungen in seiner Werkstatt. Und noch war es die seine; er hatte auch nicht die Absicht, daran in den nächsten zwei Jahrzehnten etwas zu ändern. Wer bei ihm arbeiten wollte, hatte sich zu fügen und zu begnügen, ob er nun Stefano oder Roberto hieß.

Maria Pasqualini fungierte in diesem immer wiederkehrenden Spiel als Schiedsrichterin und Schlichterin. Wenn die Spannungen in der Werkstatt überhandzunehmen drohten, griff sie in ihre Trickkiste und verwies auf ihr schwaches Herz. Sie legte sich ins Bett, verweigerte die Nahrung und stöhnte zum Steinerweichen, so lange, bis die gemeinsame Sorge um ihre Gesundheit die Männer wieder miteinander versöhnte.

Gina, mit dreizehn Jahren die jüngste der Pasqualinigeschwister, hatte sich anfangs sehr über die regelmäßig eintretenden Herzattacken erschrocken. Doch mit weiblicher Intuition war sie ihrer Mutter rasch auf die Schliche gekommen und unterstützte talentiert Marias Theatervorstellungen.

Was nichts daran änderte, dass die Unzufriedenheit in Stefano gedieh wie ein Krebsgeschwür. Denn Stefano wollte kein Befehlsempfänger und Ausführer mehr sein, er wollte gestalten.

Während der langen Winterabende entstanden kühne und stolze Gebäude vor seinem geistigen Auge; Bauwerke, die seine Lehrherren in Rom vor Neid hätten erblassen lassen. Und er,

der Baumeister Stefano Pasqualini, übergab in seinen Träumen die Schlüssel dieser Häuser den künftigen Bewohnern, in schwarzem Gehrock und Lackschuhen, wie es die Sitte erforderte.

Stefano wurde jäh aus seinen Gedanken gerissen, als sich die Werkstatttür öffnete. Verblüfft starrte er auf die Welle von auberginefarbenem Tuch, die zuerst sichtbar wurde und zu einem glückigen Mantel gehörte, wie sich gleich danach herausstellte.

Die zierliche Person, die er bekleidete, trug einen farblich passenden, modischen Strohhut mit weitem, geschwungenem Rand, der ihr Gesicht ins Halbdunkel rückte. Doch Stefano hatte sie sofort erkannt.

Signorina Mazzone schenkte ihm jedoch keinerlei Aufmerksamkeit. Zielstrebig ging sie auf den ältesten der anwesenden Pasqualinis zu, wobei ihr Mantelsaum über den Boden fegte und den Steinstaub aufwirbelte.

»Sind Sie der Steinmetz Pasqualini?«

Cesare nickte. »Der bin ich.« Er war erstaunt. So lange er zurückdenken konnte, war es noch nie passiert, dass eine junge Dame der besseren Gesellschaft in seiner Werkstatt erschienen war – und dies ohne jegliche Begleitung.

»Ich komme wegen eines neuen Grabmals für meine Mutter«, sagte Sofia rasch, denn sie deutete den Gesichtsausdruck des Steinmetzen richtig.

»Mein Vater ist leider verhindert, und meine Tante, die mich hierherbegleitet hat, fühlt sich nicht wohl und musste draußen in der Kutsche bleiben!«

Cesare Pasqualini nickte mit geheucheltem Verständnis, obwohl ihm das Verhalten der jungen Frau dennoch sonderbar erschien.

»Ich habe eine Skizze angefertigt. Eine laienhafte natürlich. Aber ich denke, Sie haben Spezialisten für so etwas, zumindest

hat man mir das berichtet, als ich neulich die Brunnenfigur im Franziskanerinnenkloster bewundert habe!»

Sie nestelte einen Zettel aus ihrer Manteltasche und legte ihn vor Cesare auf die Werkbank.

Stefano, der ebenso wie sein Bruder Roberto näher gekommen war, schaute seinem Vater über die Schultern.

Er sah sofort, worum es sich handelte. Das Kind, das keines mehr war, hatte Pergamentpapier über die Abbildung einer griechischen Skulptur gelegt und mit einem Kohlestift die Umrisse nachgefahren. Die Wiedergabe der Gesichtszüge und des weiblichen Körpers war grob, dilettantisch und zeugte von der Ungeduld der Kopistin.

Stefano verbiss sich ein Lächeln, denn sein Vater war der jungen Frau bereits auf den Leim gegangen und sagte: »Ich denke, das wäre ein Auftrag für meinen ältesten Sohn hier! Er hat erst kürzlich eine ähnliche Figur fertiggestellt, die sich drüben in unserem Ausstellungsareal neben der Friedhofsmauer befindet. Oder hatten Sie bereits Gelegenheit, diese zu sehen?«

»Nein«, log Sofia, ohne auch nur eine Spur zu erröten, und blickte Stefano zum ersten Mal an diesem Tag in die Augen.

Cesare sah sich veranlasst, präziser zu werden. »Sie wurde für das Grab der Sadis bestellt und wird in den nächsten Tagen dort aufgestellt werden.«

»Meine Mutter war eine Scotti, und dies sollte man ihrem Grabmal auch ansehen«, sagte Sofia mit einem Anflug von Hochmut. Die Sadis waren eine Familie, die noch keine zwei Generationen in Neapel ansässig war, und sie hatten, wie man munkelte, osmanische Vorfahren.

»Außerdem, das alte Mausoleum muss abgerissen werden, und ich habe natürlich auch meine Pläne, wie das Podest gestaltet werden soll!«

»Natürlich, natürlich«, pflichtete Cesare ihr bei, obwohl ihm

das alles andere als »natürlich« erschien angesichts des Alters dieser Person. Hoffentlich war sie wenigstens in der Lage, ihre Allüren zu finanzieren. Er wollte diese Zweifel schon vorsichtig formulieren, doch Sofia schien seine Gedanken erraten zu haben und fiel ihm ins Wort. »Die Kosten spielen keine Rolle«, erklärte sie entschieden – und *dies* zumindest entsprach der vollen Wahrheit.

»Dann schlage ich vor, mein Sohn Stefano bringt Sie hinüber ins Kontor, und Sie erläutern ihm Ihre Vorstellungen!«

Sofia nickte. Der Vorschlag von Vater Pasqualini deckte sich absolut mit dem, was ihr vorschwebte. Sie raffte ihre Röcke und wollte schon zur bezeichneten Tür gehen.

»Wir müssen allerdings auf einer angemessenen Vorauszahlung bestehen«, sagte Cesare rasch, denn die junge Dame erschien ihm von abenteuerlichem Naturell, und Menschen dieser Spezies waren in der Regel unstet und hatten bald neue Interessen und Einfälle, was sie die alten vergessen ließ.

Sofia blieb stehen und zog eine Börse aus der Tasche ihres Mantels.

»Wie viel?«, fragte sie, und ihr Ton war jetzt ganz der ihres Vaters.

Cesare erschrak und reduzierte die Summe, die er zu nennen beabsichtigt hatte, rasch um ein Viertel.

Sofia legte das Geld nachlässig auf die Werkbank und rauschte an Stefano vorbei, der zuvorkommend die Tür ins Kontor aufhielt und mit ihr dort verschwand.

»Sachen gibt es«, meinte Cesare kopfschüttelnd, als er sicher war, dass sie ihn nicht mehr hören konnte, »die gibt es gar nicht!«

»Wen schert es«, erwiderte Roberto, der das Geld überprüft und festgestellt hatte, dass es mehr war, als sein Vater verlangt hatte.

Im Kontor nebenan führten Sofia und Stefano lebhaftere Diskussionen über die Gestaltung des neuen Grabmals. Als sie über eine Stunde später endlich handelseinig geworden waren, begleitete der junge Baumeister die Kundin hinaus zu der wartenden Kutsche.

Der Kutscher war auf seinem Bock eingekickt, was Stefano veranlasste, an seiner Stelle die Tür der Kutsche zu öffnen und der jungen Dame auf den Tritt zu helfen. Er stellte dabei fest, dass das Innere der Kalesche vollkommen leer war. Die an Übelkeit leidende Tante schien sich in Luft aufgelöst zu haben oder zu Fuß nach Hause gegangen zu sein, was Stefano für ziemlich unwahrscheinlich hielt.

5 Das Hochzeitsdatum war auf den 29. April festgelegt worden, den Festtag der heiligen Katharina von Siena. Sie sei, wie Archangelo versicherte, bereits zu ihrer Heiligsprechung im Jahr 1461 die besondere Schutzpatronin der Mazones gewesen und werde der künftigen Ehe, schon durch die Wahl des Termins, ihren besonderen Segen verleihen.

Serafina Mazone, welche die Familiengeschichte so gut kannte wie niemand zuvor, war bei ihren vielfältigen Recherchen noch nie auf Indizien für diese Behauptung ihres Bruders gestoßen. Doch auch ihr war klar, dass die Eile, mit der Sofias Verhelichung herbeigeführt werden sollte, einer vernünftigen Begründung bedurfte. Die einzig wahre nämlich, dass mit dem Bau der Werfthalle noch in diesem Jahr begonnen werden sollte, war zu profan, als dass sie ausgesprochen werden durfte. Täglich prüften der Reeder und seine Schwester sorgsam Mimik und Laune der jungen Braut. Sie fürchteten, ob mit dem Rückzug der Einwilligung, mit Kapriolen oder noch Schlimmerem zu

rechnen sei. Doch Sofia schien sich in ihr Schicksal ergeben zu haben. Sie zeigte sich sogar bereit, zusammen mit Serafina die Listen des Hochzeitsguts zu überprüfen, noch Fehlendes zu notieren und ihrem Vater diese Notizen in regelmäßigen Abständen zum Ordern zu übergeben. Auch ließ sie sich willig herbei, mit der Schneiderin das Brautkleid zu besprechen, abmessen zu lassen und mehrmals anzuprobieren.

Dass die bevorstehende Eheschließung aber Sofias Gemüt über alle Maßen beschäftigte, war an ihrem mangelnden Appetit zu bemerken und an einer nie zuvor beobachteten Erschöpfung.

Während sie früher in den Stunden nach dem Mittagmahl Vater und Tante, die sich zur wohlverdienten Siesta begeben wollten, mit Anfragen und Anliegen belästigt hatte oder gar in Lärm erzeugende Aktivitäten verfallen war, zog sie sich in diesen Wochen ebenso wie die anderen in ihr Zimmer zurück, um einen ausgedehnten Nachmittagsschlaf abzuhalten.

Es war am frühen Nachmittag des 25. April, als Sofia den bereits präparierten Korb schnappte.

Aus dem Zimmer ihrer Tante drangen sanfte, aus dem Schlafzimmer ihres Vaters rasselnde Schnarchgeräusche. Sofia lauschte jeweils nur einen kurzen Moment, dann huschte sie die Dienstbotentreppe hinab und verschwand durch die Hintertür. Schon seit frühester Kindheit wusste sie, dass auch das Personal der Mazones die Siesta der Herrschaft benutzte, um von der Arbeit des langen Morgens auszuruhen.

Sie fand das Loch in der Lorbeerhecke, das sie inzwischen etwas erweitert hatte, und drückte sich vorsichtig durch die Sträucher. Zwei Minuten später hatte sie die Straße erreicht. Sie rückte den Hut zurecht, zog den Schleier übers Gesicht und spannte den Sonnenschirm auf.

Der Spaziergang dauerte nicht länger als zehn Minuten, dann

schlüpfte sie durch eine Seitenpforte der Friedhofsmauer, die hier von einer kleinen Kirche unterbrochen wurde. Zielstrebig marschierte sie über die schmalen Wege und Tritte und konnte in weiteren drei Minuten die Baustelle auf dem Grab ihrer Mutter erkennen.

Stefano hörte Sofias Schritte auf dem Kiesweg, bevor er ihr gestreiftes Baumwollkleid zwischen den Monumenten entdeckte. Sie sah aus wie eines der vielen Kindermädchen oder eine der Erzieherinnen, die in den umliegenden Villen der Reichen beschäftigt waren. Stefano hatte längst begriffen, dass genau dies ihre Tarnung war.

Er hatte auch alles andere begriffen.

Die Kleine hatte sich in ihn verliebt. Es war die einzig vernünftige Erklärung dafür, was sie zu all diesen Aktionen veranlasst haben konnte.

»Ich habe kaltes Hühnchen mitgebracht und Zitronenkuchen«, verkündete Sofia fröhlich und zog das Leinentuch von ihren Schätzen im Korb.

»Danke«, erwiderte Stefano hilflos und fragte sich, wohin das alles noch führen werde.

Tatsächlich war er überrascht gewesen von dem großzügigen Angebot einer täglichen Mahlzeit und hatte die Lieferung durch einen Diener erwartet. Er hätte nie gedacht, dass Sofia Mazone ihm das Essen persönlich bringen würde und auch noch an diesen freudlosen Ort. Er nahm den Korb und ging zu der Stelle direkt hinter der Mauer, an der es angenehm schattig war.

Dort, im Sichtschutz einiger Thujabüsche, breitete Sofia mit routinierter Selbstverständlichkeit eine Decke auf den Boden und packte, wie an jedem Arbeitstag in den letzten zwei Wochen, die Zutaten für ihr gemeinsames Picknick aus.

Stefano hatte anfangs einen heftigen Lachreiz verbergen müssen, als er die goldgeränderten Porzellanteller sah, auf die

sie die Speisen verteilte. Sie hatte sogar jedes Mal Becher aus Kristallglas dabei, die sie mit kühlem, bernsteinfarbenem Wein füllte, den sie in einem verschlossenen Tonkrug transportierte.

»Perfekt«, sagte Stefano und ließ sich am Rand des Tuchs im moosigen Gras nieder.

Er griff nach einer Hühnerkeule und schlug seine Zähne in das zarte Fleisch. Dabei sah er ihr zu, wie sie sich ebenfalls setzte, und registrierte die Mühe, die ihr das machte. Es musste an den Dingen liegen, die sich *unter* ihrem Gouvernantenkleid befanden.

Stefano war sechsundzwanzig Jahre alt, und er hatte durchaus Erfahrungen mit den Frauen. Er war achtzehn gewesen, als er nach Rom gegangen war, und sein Trieb verlangte längst nach den Dingen, welche die Pfaffen verteufeln wollten. Die römischen Dirnen, die in der Nähe der Bauhütte lebten, versicherten ihm, er habe einen Körper wie ein junger Gott. Und sie lehrten ihn bald, ihnen göttliche Freuden damit zu bereiten.

Seitdem er aus Rom zurückgekommen war, ging er regelmäßig zu Rosita, der Witwe des Hufschmieds. Eine ganze Anzahl der jungen Männer, die er kannte, besuchten Rosita, die ihnen das Warten auf die Freuden des heiligen Ehestands vergnüglich abzukürzen verstand. Mit Sofia jedoch war es etwas anderes. Solche Dinge mit ihr zu tun war undenkbar. Es war überhaupt alles undenkbar und unglaublich, sogar das, was derzeit gerade stattfand. Stefano nahm sich täglich vor, ihr dies zu sagen, da sie es offenbar nicht selbst erkennen konnte. Doch fiel ihm diese Absicht jedes Mal erst wieder ein, nachdem sie davongehüpft war.

Sie war die Tochter des Reeders Archangelo Mazone, eines Mannes, der für jeden Neapolitaner ein Begriff war. Es gab keine Brücke, die von der Werkstatt des Steinmetzen Pasqualini zur Villa der Mazones führte – und der umgekehrte Weg war genau-

so unmöglich. Diese Friedhofspicknicke mussten ein Ende haben, auch wenn er Sofia, wie er sich eingestand, jeden Tag ungeduldiger erwartete, und dies keineswegs nur der Nahrung wegen. Stefano neigte nicht dazu, sich etwas vorzumachen. Schon das sonderbare Kind im Kloster hatte ihn fasziniert.

Das Weib aber, zu dem es sich inzwischen entwickelt hatte, reizte seine Sinne und rührte sein Herz. Obwohl sie, wie sie bewiesen hatte, eine selten eigensinnige Person war, ging etwas von ihr aus, das einen bisher unbekanntem Beschützerinstinkt in ihm weckte. Er hätte sie, wann immer er sie ansah, in die Arme schließen, sie davontragen und in eine Burg bringen mögen, in der sie vor allem Bösen der Welt in Sicherheit war. Wobei ihm gleichzeitig bewusst war, dass sie diese Burg bereits bewohnte, dass ihr Vater über alle Maßen in der Lage war, sie zu beschützen, und dass die einzig reale Gefahr, die ihr drohte, von ihm selbst ausging.

Er beschloss, die Sache in Angriff zu nehmen.

»Sie dürfen nicht mehr hierherkommen, Sofia«, sagte er und nahm einen großen Schluck Wein aus dem gläsernen Becher.

»Und warum nicht?«

»Es schickt sich nicht. Ihre Familie weiß nichts von diesen ...
Besuchen, oder?«

»Nein.«

»Sie würde sie auch nicht billigen, da bin ich mir sicher.«

»Das bin ich auch!«

»Warum tun Sie es dann?«

Kaum hatte er es ausgesprochen, wurde ihm klar, welcher Fehler das gewesen war. Die falsche Formulierung. Jetzt konnte er nur noch auf ihre jungfräuliche Scham hoffen, doch Sofia war nicht zu bremsen.

»Weil ich Sie sehen möchte«, erklärte sie prompt.

»Sofia«, sagte Stefano und griff, ohne dass es ihm bewusst war, nach ihrer Hand.

»Sie haben einen Ruf zu verlieren und eine Zukunft. Irgendwann werden Sie einen Mann Ihrer sozialen Klasse finden. Eine Freundschaft zwischen uns ist unmöglich!«

»Ich will keine Freundschaft. Und ich werde in drei Tagen Sandro Orlandi heiraten!«

Stefano starrte sie an. Er konnte nicht glauben, was sie da sagte.

»Doch, es ist wahr«, versicherte Sofia, die den Zweifel in seinen Augen erkannte.

Das Blut begann in Stefanos Kopf zu klopfen, als er die Konsequenz dieser Worte begriff. Was bildete die Kleine sich ein, wer sie war? Wer er war? Was *überhaupt* bildete sie sich ein, tun zu können?

Er packte sie am Kinn und zwang sie, ihn anzusehen. Doch in ihren Augen sah er weder Frivolität noch Neugier, die Lust zu ergründen, sondern die Tränen des Kindes, das sie einmal gewesen war.

»Es ist nicht so, wie du denkst«, flüsterte sie unglücklich.

»Wie ist es dann?«

»Ich liebe dich«, gestand sie mit zitternder Stimme. »Ich liebe dich von dem Moment an, als ich dich zum ersten Mal gesehen habe. Ich kann es nicht erklären, aber ich habe immer an dich gedacht!«

»Ich habe auch an dich gedacht, manchmal zumindest«, erwiderte Stefano und erschrak, denn er hatte nicht vorgehabt, ihr einmal zu sagen, wie sehr ihn die Begegnung im Klosterhof berührt hatte und wie er über diese Kindfrau nachgedacht hatte, als er versuchte, der steinernen Immaculata deren Züge zu verleihen.

Es waren damals die gleichen Empfindungen gewesen wie heute, nur nicht so drängend und ausgeprägt.

Eine Träne benetzte die Mulde zwischen seinem Daumen

und der restlichen Hand, die immer noch auf der weichen Wange Sofias lag. Es war, als ob dieses Tröpfchen Nass alles beiseiteschwemmte, was sich jemals an Vernunft in seinem Kopf befunden hatte. Er ließ seine Rechte dort, wo sie war, umfasste mit der Linken ihre schmale Taille und zog sie an sich. Er fühlte das Fischbein unter dem Baumwollstoff, und darunter spürte er die Wölbung ihres Busens.

Sofia seufzte unter seinem Kuss und flüsterte etwas, das er nicht verstand, doch sie öffnete dabei die Lippen. Gegen seinen Willen, so als ob sie nicht ein Teil von ihm wäre, schlüpfte seine Zunge in ihren Mund. Einen Moment lang spürte er ihr Erschrecken, danach aber beugte sie den Kopf eine Idee weiter nach hinten und antwortete ihm, erst zögernd, doch bald schon mutiger und hungriger.

Die Leidenschaft schoss ihm wie ein Feuerstrahl in die Lenden, und er kam erst wieder zur Besinnung, als sie sich zu wehren begann.

»Nein«, sagte sie bestimmt. »So will ich es nicht!«

Und danach erfuhr er, wie sie sich alles vorstellte.

Sie sagte es ihm, während sie mit zitternden Händen die Knöpfe des Gouvernantenkleids wieder schloss und ihre Haare in Ordnung brachte. Sie nannte ihm den Tag, die Stunde und den Weg. Sie kippte die Speisereste unter die Thujabüsche, sammelte Decke, Geschirr, Gläser und Tonflasche wieder in ihren Korb und erklärte ihm, dass sie ihn vorher nicht mehr besuchen konnte.

Danach verschwand sie in den Schatten der Friedhofskirche und ließ ihn in totaler Verwirrung zurück.

Wie sich bald zeigte, meinte Sofia es ernst mit ihrer Ankündigung. Sie erschien nicht am nächsten Tag und auch nicht am übernächsten, dem letzten vor der geplanten Hochzeit.

Stefano versuchte, die ziehende Sehnsucht, die er wie einen körperlichen Schmerz empfand, durch rastloses Arbeiten zu vertreiben.

Am Abend lag er mit schmerzenden Gliedern im Bett, doch an Schlaf war nicht zu denken. Der Appetit verließ ihn nahezu gänzlich, und seine Mutter, erschrocken über seine dunklen Augenringe, begann, sich um seine Gesundheit zu sorgen.

Er strich durch die Gegend, besah sich die Docks, die Hallen und Kontore der Reederei Mazzone, begegnete dabei sogar dem Reeder, als er den Hof überquerte. Er schlenderte an der Villa Mazzone vorbei und konnte von Weitem erkennen, wie eine Dame mittleren Alters – es handelte sich wohl um Sofias Tante – die Verladung diverser Kisten in einen Planwagen überwachte. Von Sofia war nichts zu sehen.

Am Mittag des fraglichen Tags war er sicher, dass er es tun würde.

Er ging zum Meer, an die felsige Uferstelle, an der seine Freunde und er an warmen Tagen kopfüber ins Meer sprangen, um zu schwimmen und zu tauchen. Lange schaute er auf die bewegten stahlblauen Wellen und bedachte die Konsequenzen. Nach mehr als einer Stunde erhob er sich, schüttelte den Sand von seiner Hose und machte sich auf den Weg.

6 Sofia lag so still in den Kissen, dass er sich erschrocken über sie beugte. Doch sie war nicht tot, sondern so warm und lebendig, dass sie den süßen Wahnsinn ein drittes und letztes Mal zusammen erleben konnten.

Als Stefano sich aufrichtete, um sich endlich von ihr zu trennen, entdeckte er im fahlen Schein des ersten Lichts das Blut. Auf dem makellosen Weiß des Leintuchs hatte es einen dunk-

len Flecken hinterlassen. Angst fiel ihn an wie ein Tier, angesichts der Ungeheuerlichkeit dieses Beweises.

Sofia, die spürte, wie er erstarrte, legte die Arme um seinen nassgeschwitzten Hals, vergrub ihre Finger in seinen dichten schwarzen Locken und zog ihn zurück in ihre Wärme. »Es tut mir nicht leid«, sagte sie mit fester Stimme und lauter, als die Situation es vertrug. »Nicht ein winziges bisschen!«

Stefano drückte seine Lippen an ihren Hals und fühlte ihr Herz pochen.

Es schlug beharrlich und entschlossen, als ob es die Sünden, die sie in dieser Nacht begangen hatten, nie gegeben hätte. Stefano war geneigt, die Finger an den eigenen Puls zu legen, um festzustellen, ob auch sein Organismus einfach wieder auf normal umgestellt hatte, was er für ausgeschlossen hielt. Er fühlte sich wie beim Tauchen im Meer, wenn er sich immer noch ein paar Schwimmzüge mehr abgerungen hatte, um dann, unmittelbar vor der drohenden Ohnmacht, wieder an die Oberfläche zu stoßen.

Was Sofia betraf, so war er noch unter dem Wasserspiegel. Er gestand sich zwei weitere Sekunden zu, bevor er endgültig den Rausch gegen die Wirklichkeit einzutauschen bereit war. Dann aber stand er auf und griff nach seinen Kleidern.

Sofia lag gekrümmt und in einer ungewollt lasziven Haltung auf dem Betttuch, das sonderbarerweise mit goldenen Stichen gesäumt war. Während Stefano sich ankleidete, betrachtete er sie. Ihre Brüste waren formvollendet und voll, fast zu schwer für ihre sonst so zierliche Figur. Seine Augen folgten dem Schwung ihrer Hüfte, ihres wohlgeformten Schenkels und des einen Beins, das unter dem Tuch hervorragte. Er erwartete Schmerz oder zumindest Bedauern darüber, dass es das erste und letzte Mal war, sie in dieser Weise betrachten zu können, doch er blieb völlig gefühllos.

Ein Muster von perlmuttfarbenen Streifen fiel jetzt durch die angelehnten Fensterläden auf das Bild des freundlich lächelnden Schutzengels, das über Sofias Bett hing. Es war Zeit zu gehen, allerhöchste Zeit, das war das Einzige, was er denken konnte. Es füllte ihn von den Haarspitzen bis zu den Zehen aus, dieses Denken, und er war wütend über die Mechanik seiner Vorsicht. Doch Sofia war eine Mazone, und diese Nacht war verboten und unerhört.

»Wirst du morgen dabei sein?«, wollte Sofia wissen.

»Soll ich es denn?«

Sofia überlegte einen Moment, dann nickte sie.

»Ja«, stieß sie trotzig hervor. Doch Stefano wusste, dass ihr Nachdenken darüber nur vorgegeben war. Sie hatte sich das überlegt, genauso wie die Sache mit der heutigen Nacht.

»Sag bitte kein Wort mehr«, flüsterte sie jetzt, und ihre Stimme kündigte bereits die Tränen an, die sie gleich weinen würde.

Stefano nickte. Vorsichtig öffnete er die dunkelgrün gestrichenen Fensterläden. Der Weg hinaus musste ein anderer sein als der, den er gekommen war.

Sofia setzte sich auf. Ihre glatten, langen Haare legten sich wie ein dunkler Schleier um Kopf und Schultern. Sie hob den rechten Arm und strich sich eine Strähne aus dem Gesicht. Mit der Gewissheit seines ganzen Seins wusste Stefano, dass es genau dieses Bild war, das mit ihm gehen würde.

»Mach es gut«, sagte er mit belegter Stimme, und Sofia wurde wütend.

»Hau ab«, schrie sie wild. »Geh endlich, du Idiot!« Danach erschrak sie und starrte ihn ängstlich an. Trotz seiner wachsenden Nervosität musste er lächeln. Sie sah süßer aus als jemals zuvor, aber sie war unberechenbar, wenn Emotionen sie packten.

Er schwang sich auf die Fensterbrüstung, stieß sich ab und

sprang nach unten, in die dichten Verzweigungen der Lorbeerhecke.

Sofia hörte das Knacken und hielt für ein paar Sekunden den Atem an. Doch es passierte nichts. Das Personal ihres Vaters hatte noch eine knappe Ruhestunde vor sich, bevor die Arbeit des Tages begann. Und die Idee, dem Haushund Chicca am späten Abend Biskuits in den Napf zu füllen, den sie bis knapp unter den Schüsselrand mit Papas bestem Portwein aufgegossen hatte, schien sich bewährt zu haben. Jetzt, wo sie allein war, hörte sie aus dem Flur das trunkene Schnarchen des Tieres.

Sofia sank in die Kissen zurück und starrte zur Decke.

Sie gab keinen Laut von sich, als sie endlich zu weinen begann.

In zwei Wochen würde sie achtzehn Jahre alt werden, doch sie war überzeugt davon, dass sie soeben aufgehört hatte zu leben.

Lange lag sie unbeweglich, nur die Tränen rannen über ihre Wangen.

Dann aber drängte sich in ihrem Kopf ein Gedanke in den Vordergrund, der auf sie wirkte wie Wasser auf einen müden Wanderer in der Wüste. Sie dankte im Nachhinein Schwester Habicht, die ihr die jesuitische Philosophie nahegebracht hatte. Danach war es falsch, eine Sache nur *bis zum Ende* zu überlegen. Man musste über den Schluss hinausdenken, wenn man bestehen wollte.

7 Der Weihrauch des Hochamts hing noch in der Luft und kämpfte mit dem penetranten Duft der Lilien, die in verschwenderischer Fülle die Kirche zierten. Archangelo Mazone hatte keine Kosten gescheut, die Hochzeit seiner einzigen Toch-

ter zu einem Ereignis werden zu lassen. Sofia hasste Lilien, sie hasste diese Hochzeit, und sie hasste den Mann, der neben ihr stand und sie gleich fragen würde, ob sie ihn lieben und ehren, mit ihm in guten und schlechten Tagen und bis zum Tod vor Gott in Treue verbunden sein wolle.

Ihr Blick ging hoch zu dem großen romanischen Kreuz, zu diesem Gott, der sein dunkles, ruhiges Gesicht zur Seite gedreht hatte, zu *Sandros* Seite, genauer gesagt, und weg von ihr.

Er hatte ja recht damit. Zweifellos war sie eine Betrügerin und würde diese Kirche mit einem Meineid auf dem Gewissen verlassen, aber: Hatte man ihr vielleicht eine Wahl gelassen?

Das Areal der Reederei Mazone und die Ländereien der Orlandis grenzten aneinander, *das* war der ausschlaggebende Faktor für diese wunderbare Hochzeit.

Sofia war sicher, dass die Idee, diese Parzellen durch Eheschließung zu vereinen, bereits bei ihrer Geburt entstanden war. Und immer wichtiger wurde, je mehr die Jahre zeigten, dass Sofia das einzige Kind des Reeders bleiben würde.

Sie drehte sich zu ihrem Bräutigam und sah in sein Gesicht, das sich in knapp vierzig Lebensjahren gerundet hatte und vom vielen Weingenuss gezeichnet war. Sie erinnerte sich an ihr Toben, an ihre Drohungen, sich etwas anzutun, als Archangelo das erste Mal von dieser geplanten Ehe gesprochen hatte. Sie war damals sechzehn gewesen. Doch ihr Vater hatte nur laut gelacht. »Ich kenne dich, cara mia«, hatte er gesagt. »Du bist ein Teufel, aber ein Teufel, der klug zu denken vermag. Und viel zu eitel ist, um sich zu schaden. Nicht den kleinsten Kratzer wirst du dir beibringen, der dein Gesicht weniger hübsch erscheinen ließe!«

In regelmäßigen Abständen hatten sich diese Unterredungen wiederholt, so oft, bis Sofia sich in dem Glauben gewiegt hatte, dass es bei diesen verbalen Attacken ihres Vaters bleiben würde.

Doch es war ein Fehler gewesen, so zu denken. Genauso, wie



Barbara Piazza

Die Frauen der Pasqualinis

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-07883-6

Limes

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Zwischen Heimat und Heimweh – vier Frauen aus drei Generationen kämpfen um ihr Glück ...

Als alle Zukunftsträume bersten, verlässt der junge Steinmetz Stefano Pasqualini seine geliebte Sofia Marzone und Neapel, um im fernen Deutschland sein Glück zu versuchen. Im Schwäbischen lernt er die resolute rothaarige Anna Sailer kennen, und mit ihr an seiner Seite wird er ein erfolgreicher Bauunternehmer und glücklicher Familienvater. Bis eine schicksalhafte Begegnung der beiden Pasqualini-Frauen ihren abgrundtiefen Hass weckt, der noch die Kinder ins Unglück stürzen wird. Doch inmitten eines turbulenten Jahrhunderts voller Erschütterungen, leidvoller Tragik und menschlicher Größe gelingt es den Enkeln von Sofia und Anna, die glückliche deutsch-italienische Liebe zu finden ...